

## Von deutscher Wortstellung.

Von Otto Behagel.

Meinem Gymnasialdirektor, dem ausgezeichneten Gustav Wendt, stand für seine Schüler ein verdrießendes Wort zur Verfügung. Er hatte den deutschen Unterricht in der obersten Klasse. Wenn wir nun da in der Einleitung eines deutschen Aufsatzes nachgewiesen hatten, wie besonders wichtig und besonders schwierig der von uns behandelte Gegenstand sei, dann schmetterte er uns nieder mit dem einzigen Wort: Primanersuperlativ. Auf die Gefahr hin, eines solchen Superlativs geziehen zu werden, behauptete ich, daß wir auf dem Gebiete der deutschen Sprachwissenschaft wohl von nichts weniger zuverlässige Kenntnis besitzen als von den Erscheinungen der deutschen Wortstellung. Das hat zum Teil ganz allgemeine Gründe. Stoffe aus dem Gebiete der Grammatik bilden — oder bildeten? — mit Vorliebe den Gegenstand von Doktorschriften, und da ergab es sich sehr leicht, daß einzelne Schriftsteller zur Untersuchung gestellt wurden oder gar einzelne Werke, wie etwa in gewissen wenig erfreulichen Moskauer Dissertationen aus dem Gebiete der englischen Philologie. Es fehlt daher in hohem Maße an zusammenfassenden Übersichten, an Darstellung von Entwicklungsreihen.<sup>1)</sup>

Und wer es unternehmen wollte, aus einzelnen bereits vorliegenden Bausteinen ein Gebäude auszuführen, der würde nicht weit kommen. Denn man hat das Baumaterial nicht immer aus den richtigen Steinbrüchen herbeigeht. Einerseits hat man dichterischen Quellen ein unberechtigtes Vertrauen geschenkt. Oskar Erdmann hat bis zuletzt gewisse ganz unmögliche Fügungen Otfriids für echtes Deutsch erklärt, während es auf der Hand liegt, daß sie dem Zwang des Reims ihr Dasein verdanken. Ein moderner Sprachvergleich hat jüngst für die Stellung des Genitivs Belege aus dichterischen Quellen verwertet, wo die Stellung einfach durch die Forderungen des Stabreims vorgeschrieben war. Andererseits hat man es unterlassen, wertvolle Fundstellen der Prosa in gebührender Weise auszubeuten. Für zwei Arbeiten, die die Stellung des Adjektivs im Altnordischen untersuchen, sind die prosaischen Stellen der Liederreda einfach nicht vorhanden. Ein ähnliches Schicksal haben die ältesten Quellen englischer Prosa gehabt, die älteste Sachsenchronik und die angelsächsische Gesetze. Selbst ein Mann wie W. Braune begnügte sich mit der Kenntnis der Stellen aus der Sachsenchronik, die in Kluges altes englisches Lesebuch stehen. In einer Abhandlung über ahd. Wortfolge hat Hans Reis die Benützung der ahd. Tatianübersetzung abgelehnt, weil aus

1) Es kommen fast nur Sießener Arbeiten in Betracht, von W. Wagner, von J. Hellwig und von F. Maurer.



ihr nichts zu lernen sei; aber, nur um eines zu erwähnen, es finden sich in der Vorlage massenhaft Passivformen, die aus einem einzigen Wort bestehen, aber im Deutschen durch zwei Wörter wiedergegeben werden müssen, also reichlich Gelegenheit zum Walten deutscher Selbständigkeit bieten. Noch schlimmer steht es mit der neueren und neuesten Zeit. Die zahlreichen Arbeiten über einzelne Mundarten gehen wie an der Syntax im allgemeinen, so an der Wortstellung im besondern in der Regel achtlos vorbei. Und der ausgezeichnete Marburger Sprachatlas ist nach seiner ganzen Anlage auf Wortstellungsfragen nur in vereinzelt Fällen eingestellt. Diese Lücke unserer Kenntnisse ist besonders verhängnisvoll geworden, denn die Entwicklung der nhd. Schriftsprache wird in nicht wenigen Fällen nur von der Mundart aus richtig beurteilt. Als vor einigen Jahrzehnten man darauf aufmerksam wurde, daß bei manchen neueren Schriftstellern das Zeitwort des Nebensatzes nicht immer am Ende des Satzes stand, wollte man darin einen Einfluß des Französischen oder des Jüdischen sehen. Ich habe dann gezeigt, daß es sich dabei um echt deutsche Redeweise handelt, eine unmittelbare Fortsetzung altdeutschen Brauches, der nur im Nhd. durch fremden Einfluß überwuchert wurde: die schulmäßige Endstellung verdankt ihr Dasein dem Vorbild des Lateinischen. In gleicher Unvertrautheit mit den Tatsachen der lebendigen Rede hat W. Braune in einem vielberufenen Aufsatz zur deutschen Wortstellung die Anschauung vertreten, daß die nhd. Endstellung des Verbums im Nebensatz eine organische Entwicklung des Deutschen aus ältern Zuständen bedeute, und hat dadurch, im Verein mit der Nichtbeachtung der ältesten germanischen Quellen, seinen Aufsatz im wichtigsten Punkt zum Scheitern gebracht. Oder eine Einzelheit: in dem Briefwechsel der Gebrüder Grimm mit Karl Lachmann spielt gelegentlich die Wendung bei mich eine Rolle; der Herausgeber Leizmann hält das für Berlinertum, vergleichbar den sonstigen Verwechslungen der Berliner zwischen mir und mich; tatsächlich aber ist bei mich in weiten Gebieten der hessischen Mundarten heimisch, wie ich es in den Blättern für hessische Volkskunde 1926, 256 dargelegt habe.

Aber damit nicht genug der Kummernisse. Mehr vielleicht als bei andern Dingen ist bei Fragen der Wortstellung der Germanist genötigt, über das Germanische hinauszublicken. Aber auch hier bleibt er oft genug unbesraten. Der klassische Philologe hat es nicht für nötig gehalten, die Stellung des Verbs bei Homer zu erforschen, und einer von ihnen hat es als eine erst zu lösende Aufgabe hingestellt: „die Stellung der Adjektive im Griechischen ist erst zu untersuchen.“ Franz Miklosich hat in seiner gewaltigen Syntax des Slawischen die Lehre von der Wortstellung grundsätzlich ausgeschlossen; Bernekers Darstellung der slawischen Wortstellung ist keine vollgenügende Ausfüllung der Lücke. Und wenn man sich an Kenner des Litauischen

wendet, erfährt man, daß es dort noch gar so manches gibt, was nicht gewußt wird.

Unter diesen Umständen ist es klar, daß noch recht viel zu tun bleibt in bezug auf die Sammlung und Ordnung des Stoffs, auf die Erkenntnis der Gesetze, die ihn beherrschen, auf das Verständnis dieser Gesetze. Sammlungen kann ich hier natürlich nicht vorlegen. Wohl allgemeine Übereinstimmung herrscht über die Unterscheidung verschiedener Gattungen von Wortstellungen: man trennt die habituellen oder usuellen Stellungen von den okkasionellen, oder, wie Heusler in seinem isländischen Elementarbuch erheblich besser sagt, die gewohnten von den Augenblicksstellungen; also: ich will essen, aber: essen will ich! Heusler macht daneben noch eine andere Unterscheidung: die von ruhenden und bewegten Stellungen; während die Augenblicksstellung dem Affekt des Redenden entspringe, gehe die bewegte Stellung aus einem Seelenantrieb hervor. Ich vermag jedoch zwischen Seelenantrieb und Affekt keinen deutlichen Unterschied zu erkennen und verweile daher zunächst bei der üblichen Zweiteilung. Hier sind nun die bis jetzt gewählten Bezeichnungen nicht durchaus befriedigend, es kommt in ihnen der sachliche Gegensatz, der zwischen ihnen besteht, nicht zum Ausdruck: es wird zum Teil nur eine äußere Tatsache bezeichnet. Für die „usuellen“ Stellung ist es wesentlich, daß sie die von altersher überlieferte ist: für die „okkasionelle“ genügt es nicht, sie als Augenblicksstellung zu bezeichnen. Sie entspringt nicht bloß dem seelischen Anteil oder der Erregung des Affekts: wenn man ein Satzglied, das nach der Überlieferung in das Innere des Satzes gehört, an sein Ende stellt, etwa um einen Relativsatz anzuschließen, so ist auch das Augenblicksstellung; diese hat also einem besonderen Grunde zu genügen, einen bestimmten Zweck zu erfüllen: man könnte daher etwa von Bedarfsstellung reden. Dieser Unterschied zwischen überlieferter und Bedarfsstellung gilt für jeden gegebenen Einzelzeitpunkt. Aber er ist kein notwendig bestehender; man wird anzunehmen haben, daß überlieferte Stellungen aus älteren Bedarfsstellungen erwachsen sind; wir werden im folgenden das eine oder andere Beispiel kennenlernen.

Ich habe aber gegen die übliche Einteilung noch einen anderen Einwand zu erheben: sie umfaßt nicht alle Möglichkeiten. Es gibt Fälle, die weder durch die Überlieferung gebunden sind noch durch ein Bedürfnis der Gegenwart bestimmt werden; namentlich Adverbia und adverbielle Ausdrücke zeigen eine solche Freiheit: immer noch — noch immer, schon jetzt — jetzt schon; ich habe gestern meinen Vetter in den botanischen Garten geführt — ich habe meinen Vetter gestern in den botanischen Garten geführt. Eine beliebige Stellung ist damit natürlich nicht gegeben; ich möchte daher den Ausdruck halbfreie Stellung gebrauchen.

In allen diesen verschiedenen Stellungsarten steht die Anordnung in irgendwelcher Beziehung zum Inhalt der Satzglieder. Demgegenüber gibt es Fälle, wo lediglich die Körperlichkeit der Wörter den Ausschlag gibt, d. h. es können rhythmische Empfindungen maßgebend sein. Dafür ein besonders eindrucksvolles Beispiel: so ein gutes Essen. so ist zweifellos Bestimmung zu gut, müßte also unmittelbar vor dieses gesetzt werden: ein so gutes Essen. Das würde aber eine unbequeme Tonfolge ergeben: Schwachton, Starkton, Starkton (ein só gútes . . .). Eine solche Folge widerspricht aber den Neigungen insbesondere der neueren Sprache, die es liebt, stärkeren und schwächeren Ton abwechseln zu lassen, eine Neigung, die sich auch in der Betonung der einzelnen Wörter geltend macht (vgl. meine Geschichte der deutschen Sprache<sup>5</sup> 260).

Ich gehe nun daran, einige Erscheinungen aus der Welt der Wortstellung näher zu betrachten. Ein beherrschender Satz ist der, daß im allgemeinen das Wichtigere die spätere Stellung, das weniger Wichtige die frühere Stellung erhält. Man ist sich kaum bewußt, daß man damit eine Forderung der Zweckmäßigkeit erfüllt, daß hier eine Bedarfsstellung im Hintergrund steht: das Spätere prägt sich dem Hörer leichter und zuverlässiger ein als das Frühere.

Statt der Ausdrücke „weniger wichtig“ und „wichtiger“ kann man vielfach auch einsetzen: das Alte und das Neue: dasjenige, was bereits im Bewußtsein vorhanden ist, und das, was ihm erst zugeführt werden soll. So drängen Begriffe, die bereits in einem vorausgehenden Satz Ausdruck gefunden haben, nach dem Eingang des Satzes. Da nun Sätze verhältnismäßig selten für sich allein auftreten, so ergibt sich in der Regel die Notwendigkeit, bei der Anordnung der Wörter auf den vorausgehenden Satz Rücksicht zu nehmen. Die vielfach beliebte Art, mechanisch abzuzählen, wie oft bei einem bestimmten Schriftsteller, in einem bestimmten Werk das Subjekt die erste Stelle im Satz einnimmt, ist gänzlich sinnlos (und damit all das Gerede über gerade und ungerade Folge), so lange man nicht festgestellt hat, ob die gezählten Subjekte unter den gleichen Bedingungen stehen, ob sie das gleiche Verhältnis zum Vorhergehenden haben. Ein paar Beispiele: in C. F. Meyers Schuß von der Kanzel heißt es: „daß sich seiner Dissertation diese gotteslästerliche und verwegene Wendung hätte geben lassen“; von der Dissertation war vorher gesprochen, sie schwebt vor dem Bewußtsein: die „Wendung“ ist das Neue, also Wichtigere, hat daher nachzustehn. Bei Schiller lesen wir (8. 127): „nichts schien gerechter zu seyn, als diese Forderung [daß nämlich Gustav Adolph Küstrin und Spandau eingeräumt würde]. Aber durch Übergabe seiner Festungen machte der Churfürst den König von Schweden gewissermaßen zum Herrn seines Landes“; hier macht die Übergabe der Festungen den Inhalt der Forderung aus; die Folge der etwaigen Übergabe ist das Neue. Andererseits:

in Kellers Fähnlein der Sieben Aufrechten heißt es: „es gab nichts, das Hediger seit 25 Jahren nicht miterlebt hätte“: von Hediger ist die ganze Zeit vorher die Rede; er tritt also an die Spitze des Satzes. Die gleiche Betrachtung greift Platz, wenn ein Satz zwei adverbelle Bestimmungen enthält. Man hat gemeint, hier erhalte die Zeitbestimmung ihren Platz vor der Ortsbestimmung. Das ist rein äußerlich betrachtet im ganzen richtig. Aber der Unterschied der Stellung hat mit Ort und Zeit tatsächlich nichts zu tun. Der Grad der Wichtigkeit findet vielfach seinen Ausdruck in dem Grad der Entbehrlichkeit eines Satzglieds. Nun haben die Ortsbestimmungen die Eigenschaft, daß sie sehr häufig als notwendige Ergänzungen von Verben auftreten, von Verben, die für sich allein unvollständig sind, wie sein, stehen, liegen, sich aufhalten, kommen, eintreffen, fließen; bei Zeitbestimmungen und modalen Bestimmungen ist das nur selten der Fall: die weniger nötigen Zeitbestimmungen u. dgl. gehen also den nötigen Ortsbestimmungen voraus. So heißt es etwa bei Salomon Geßner: „Tränen quellen mit den Regentropfen von ihren blaffen Wangen“ oder: „Rühn will ich mit den ersten Strahlen der Sonne auf dem Meere sein.“ Nicht in genau so strenger Durchführung, aber doch ähnlich verhält es sich mit einem Punkte in der Stellung des Genitivs. In der nhd. Prosa haben nur noch die Eigennamen von Personen die Möglichkeit, vor das regierte Substantiv zu treten. Aber es wird dabei vielfach ein Unterschied gemacht: man stellt den Genitiv gerne dann nach, wenn eine Person zum erstenmal genannt wird, aber voraus, wenn der Name sich wiederholt, also bereits bekannt ist. So nennt Laube, das erste deutsche Parlament III, 20, „die Auffäge Herzogs namentlich“, aber bald darauf (24) erscheint „Herzogs nächster Gefährte“, und bei Scherer, Gesch. d. deutschen Lit. 534 ist das erstemal die Rede von „der Person Albas“, das zweitemal heißt es: „Albas Soldaten“.

Aus diesem Vorantreten des weniger Wichtigen erklärt sich nun auch das Verhalten der bedeutungsschwächsten und tonschwächsten Wörter, der sogenannten Enklitika. So wird insbesondere das Reflexivpronomen möglichst an den Satzansfang gerückt: Schiller 8, 196: „er hatte sich jetzt mit dem größten Heerführer seiner Zeit gemessen“, 8, 199: „die sich jetzt erst erdreisten“, obwohl sich die unmittelbare Ergänzung von gemessen, vor erdreisten ist. Es machen sich freilich auch gelegentlich Bestrebungen geltend, die durch eine solche Stellung entstehende Spannung zu vermindern, das Reflexivobjekt unmittelbar zum Verbum zu stellen: Schiller 8, 461: „er kann durch die Kraft seines Willens aus jedem Zustande der Bedrückung sich reißen“. Wie mit sich steht es mit ihn, zu, es usw.: Schiller 8, 199: „der sie mit dem Raub ihrer Feinde bereicherte“, 203 „der ihn auf seinem ganzen Laufe nie verlassen hatte“.

Gegen die Allgemeingültigkeit unseres Gesetzes von der Späterstellung des Wichtigsten scheint eine Tatsache der germanischen Metrik zu sprechen: wenn von zwei Substantiven eines Halbverses nur eines durch den Stabreim gebunden wird, so ist dies stets das erste. Ich kann jedoch den daraus gezogenen Schluß nicht mitmachen, daß dieses erste Substantiv nun auch das sprachlich wichtigere sei; abgesehen von diesem angeblichen einzelnen Fall stimmt die ältere Betonung zur späteren, und es ist nicht einzusehen, auf welche Weise sich *súnna enti mano* zu *Sonne* und *Mónd* gewandelt haben sollte. Ich vermute, daß jene Stabreimregel irgendwelche rein metrische oder musikalische Bedeutung gehabt hat.

Ich nenne ein zweites Gesetz von weitgreifendster Bedeutung: das Gesetz der wachsenden Glieder, das ich aufgedeckt und dessen Gültigkeit ich zunächst für die Erweiterungsgruppen des Deutschen, Lateinischen und Griechischen aufgezeigt habe, d. h. für die Gruppen aus gleichberechtigten, durch und, oder verknüpften Gliedern. Das Gesetz lautet: von zwei Gliedern von verschiedenem Umfang steht das umfangreichere nach. Es ist das ein altüberliefertes Gesetz, aber auch hier wird in letzter Linie Bedarfsstellung vorliegen: der Begriff des Umfangreicheren wird sich weithin mit dem des Gewichtigeren decken, aber nachdem die zweckmäßige Stellung zur überlieferten geworden ist, entsteht daraus ein unbewusstes rhythmisches Gefühl, das gebietet, einem kürzeren Glied einen längeren Abklang folgen zu lassen. Es heißt also mhd.: „*starc und vil küene*“, „*fürsten oder fürsten boten*“, nhd.: „*Gold und edles Gestein*“; „*mutlos und ohne Hoffnung*“; „*wo alles in Bewegung und zum Empfang der Flüchtlinge bereit war*“. So heißt es auch bei Homer: *Θέσπειαν Γραϊαν τε καὶ εὐρύχορον Μυκάλεσσον* oder *Τροίζην Ἡίονας τε καὶ ἀμπελόεντ' Ἐπίδαυρον*, bei Virgil: *Iulus Assaracusque et Troiae Dardanus auctor*, bei Horaz: *o et praesidium et dulce decus meum*. Neuerdings hat nun Hans Eheloff nachgewiesen, daß das Gesetz der wachsenden Glieder auch im Assyrisch-Babylonischen gilt (Leipziger Semitische Studien VI 3). Und zwar beschränkt sich das Assyrisch-Babylonische nicht auf Erweiterungsgruppen, und es führt das Gesetz mit einer gewissen mechanischen Rücksichtslosigkeit durch: es beginnt etwa eine Zeile mit drei Gliedern zu je drei Silben, es folgen zwei mit je vier und drei Silben, der Abschluß wird durch eine Gruppe von neun Silben gebildet. Aber auch das Germanische und Deutsche beschränkt die Wirksamkeit des Gesetzes keineswegs auf die Erweiterungsgruppen. Auf den verschiedensten Punkten, wo immer man Fragen der Wortstellung anfaßt, begegnet man seinem Eingreifen. Das Germanische stellt im Allgemeinen den Genitiv vor das regierende Substantiv. Hat jedoch der Genitiv eine weitere Bestimmung bei sich, so steht er nach; so schon im Gotischen: *mela gabaurpais seinaizos* (zur Zeit seiner

Geburt), in *dalai dagis dulpais* (im Tale des Tages des Festes) oder im altdutschen *Latian*: in *huse Davides sines knehtes*. Dieses rhythmische Gefühl gerät freilich in neuerer Zeit stark ins Wanken, zumal unter lateinischem Einfluß. So werden schon bei Eberhard Windecke (geb. um 1380) Wendungen möglich wie der heiligen kirchen und des Römischen riches und der cristenheit bestes fürzuckeren. Ein weiteres Beispiel für unser Gesetz entnehme ich dem Gebiet der Konjunktionen, der Stellung von *aber*. Dieses kann ganze Sätze einander gegenüberstellen oder einzelne Glieder zweier Sätze. Im letzteren Fall ist es im allgemeinen möglich, daß *aber* dem einzelnen Gliede vorausgeht oder ihm nachfolgt. Es besteht jedoch eine sehr starke Neigung, die Stellung rhythmisch zu regeln: *aber* steht im allgemeinen voraus, wenn der Träger des Gegensatzes ein Nomen oder ein nominaler Ausdruck ist, denn diese pflegen umfangreicher zu sein als *aber*; es steht jedoch nach, wenn der Gegensatz ein einsilbiges Pronomen oder Adjektiv trifft. Es heißt also: „*aber* der Vater“, „er hat einen langen Bart, *aber* an der sprach ist es nit der König“; „die Tapferkeit der Perser war zwar groß, *aber* meine Römer haben als Römer gefochten“; dagegen: *ich aber*, *wir aber*, *dann aber*, *nun aber*. Die rhythmische Neigung macht sich *aber* ganz besonders in der Gestaltung des Satzschlusses geltend. Ich habe vorhin davon gesprochen, daß man neuerdings auf Fälle geachtet hat, wo das Verbum im Nebensatz nicht am Ende steht. Es sind namentlich adverbelle Bestimmungen, die das Verb zurückdrängen, in der lebendigen Mundart, *aber* auch in der Schriftsprache. Es heißt etwa bei W. Scherer: „was den Namen höherer Bildung verdient in jener Zeit“: „wo der alte Germane seine Existenz anknüpft an das große Ganze“; hier würden bei der schulmäßigen Endstellung des Verbes einsilbige Satzglieder den Satzschluß bilden und ihnen eine mehrgliedrige adverbelle Bestimmung vorausgehen. In der gleichen Weise wird die Endstellung eines einsilbigen Adverbs vermieden: Scherer: „eine göttliche Frau weihet ihn ein in göttlicher Weisheit“.

Um den rhythmisch befriedigenden Satzschluß zu gewinnen, werden unter Umständen sachlich zusammengehörige Glieder voneinander getrennt, so z. B. die Teile von Erweiterungsgruppen: Salomon Geßner: „wenn der Mittag kam und der Abend“. Schiller 6, 78: „sah *aber* blaß aus und schwächig“, oder es wird der Genitiv abgespalten von dem regierenden Hauptwort: so heißt es bei Moscherosch: „im Herzen und vor Gott ein Verräter werden des Vaterlands“. oder bei Victor, der junge Goethe: „weil sie schöpferische Kraft ist eines primitiven Menschentums“.

Aber auch im Satzinnern findet Spaltung des Zusammengehörigen statt, damit die Folge von Kürze—Länge erreicht wird: es wird von längeren Bestimmungen des Hauptworts ein Teil vor, ein anderer nachgestellt, in

älterer Sprache in viel größerem Umfang als später. Es werden etwa Adjektivgruppen gespalten: so heißt es bei Tatian: *guot man inti reht* (ein guter und gerechter Mann), in einer Augsburger Chronik: „da kam ein groß wetter und gar zornig“, oder es wird ein Genitiv oder eine adverbialle Bestimmung nachgestellt: in einer älteren Chronik: „von gesettes wegen kaiser Heinrikes“ (wegen des Gesetzes des Kaisers Heinrich), im Simplizissimus: „des Commandanten Kalb zu Hanau“ (das Kalb des Kommandanten von Hanau); Bürger: „des Pfarrers Tochter von Taubenhain“.

Der Mannigfaltigkeit der überlieferten Stellungen steht die Gruppe der Bedarfsstellungen gegenüber mit minderer Zahl der Möglichkeiten, wenn auch durchaus nicht der Einzelfälle. In erster Linie nenne ich die Erscheinungen, wo der „Seelenantrieb“, der „Affekt“, sagen wir lieber die Erregung eine Rolle spielt. Eine bestimmte Vorstellung bewegt übermächtig die Seele des Menschen; sie drängt vor allem zum Ausdruck, stellt sich an die Spitze des Satzes: Klinger, *Zwillinge* 21 [„ich senke meine Arme, senke mein Haupt] — gefallen bin ich, der rasche Grimaldi“, 81 „ja so, just so sah er aus, wie er da eben aus meinen Augen hervortritt“, Schiller, 2, 175 „in dieses Gewölbe hat der Sohn seinen Vater (gesperrt)“! 171 „heute, heute hat eine unsichtbare Macht unser Handwerk geadelt“, bair. „dös wenn i wüßt“. Diese Stellung scheint einen Widerspruch zu enthalten gegenüber unserer früheren Aussage, daß das Wichtige nach dem Sagensende strebe. Aber der Widerspruch ist nur scheinbar. Die Endstellung des Wichtigen gehört dem Reiche der überlieferten Stellungen an, die Anfangsstellung dem Reiche der Bedarfsstellungen. Die beiden Reiche können sich zwar, wie wir gesehen haben, im Laufe der Geschichte berühren, aber im selben Zeitpunkt stehen sie gleichgültig nebeneinander.

Daß ein Satzglied aus seiner überlieferten Stellung an den Eingang gerückt wird, kann aber auch noch einem andern Bedarf genügen: dem des Gegensatzes: Lessing 5, 133 [„man gebe diese Zerstreuung einem boshaften, nichtswürdigen Manne, und sehe, ob sie noch lächerlich sein wird]: widrig, ekel, häßlich wird sie sein; nicht lächerlich“, 138 [„dieser natürliche Gang reizt das Genie] und den Stümper schreckt es ab“, Schiller 2, 172 [„dessen Fleisch will ich in Stücken reißen, der ihm nur die Haut rißt oder ein Haar krümmt]. Ganz muß ich ihn haben.“ Umgekehrt kann ein Glied an das Sagensende verschoben werden, wenn sich daran ein Nebensatz anschließen soll: Musculus *Hosenteufel*: „das unser arm Vaterland zum raub gesezet werde fremden Völkern, die das Geld zuvor raus haben“, Fichte, *Reden* 94 „hat die heranwachsende fortgerissen in Kreise, die nicht die ihrigen sind“, *Gießener Anz.* 31 XII 29 „Richter, welche gerecht werden den Straffolgen, die zu übersehen sie imstande sein sollen“.

Mit dem Erörterten sind natürlich längst nicht alle Neigungen und Gesetzmäßigkeiten der Wortstellung erschöpft. Nur hindeuten will ich noch auf den Einfluß des logischen, des schulmäßigen Denkens, das zum Teil unter dem Vorbild des Lateinischen steht. Aber das Lateinische wirkt auch ganz unmittelbar auf die eine oder andere Prägung; freilich sind wir auch hier wieder vielfach übel dran; ist doch z. B. noch ganz unbekannt, in welchem Umfang die Vulgata auf Luthers Bibelübersetzung gewirkt hat. Diese Wirkungen des Lateinischen sind zu verschiedenen Zeiten verschieden stark. Ebenso sind die Wechselwirkungen zwischen Schriftsprache und Mundart nicht immer die gleichen. Alles Dinge, die es ungemein erschweren, ein fortschreitendes Bild der Entwicklung zu zeichnen.

### Grimmelshausen-Probleme.

Von Richard Alewyn.

Wenn man aus der Menge des Gedruckten Schlüsse ziehen darf, so hat das Thema Grimmelshausen im letzten Jahrzehnt ein Interesse gefunden wie kaum ein anderes. Über ein Duzend Bücher und ebenso viele gewichtige Aufsätze — unzählige kleine Beiträge und ungedruckte Dissertationen ganz ungerechnet — bemühen sich um seine Erfassung. Offenbar hat es gereizt, die Errungenschaften der sog. geistesgeschichtlichen Methode einerseits, das neue Verständnis für barocke Dichtung andererseits, auf diesen Dichter anzuwenden, den einzigen bekannten aus seiner Zeit, der jenseits von historischem oder modischem Interesse noch auf ungeheuchelte Empfänglichkeit rechnen kann. Aber je größer die Zahl der Deuter wird, desto weniger kann man sagen, daß die Grimmelshausen-Probleme ihrer Lösung näher kämen, wenn man unter Lösung versteht, daß über irgendeine Frage auch nur eine annähernde Verständigung erzielt wäre. Im Gegenteil, wo vor zehn Jahren noch eine gewisse *communis opinio* bestand, in der größere Schwankungen kaum bemerkbar waren, herrscht heute ein Chaos von Meinungen, durch das nicht ganz leicht hindurchzufinden ist. In der Schätzung des Dichters stimmen ja alle Forscher überein, aber mit Gründen, die sich gegenseitig ausschließen. Für den einen ist er nichts als spannender Erzähler, für den anderen eine faustische gottsuchende Seele, für den dritten ein satirischer Beobachter der Welt und für den vierten ein Denker von bisher noch nicht ausgeschöpfter Tiefe. Daß ein solcher Wirrwarr entstehen konnte, liegt allerdings nicht zuletzt daran, daß wohl kaum anderswo es üblich ist, mit solcher Unbekümmertheit ohne Kenntnis der Zeit, ohne Berücksichtigung der vorangegangenen Forschung einfach auf Grund der Lektüre der interessantesten Schriften des Dichters und einer handlichen Theorie daraufloszuschreiben.

#### Grundlagen (Werk und Leben).

Saubere und methodische Arbeit ist fast nur in den philologischen und biographischen Fragen geleistet worden. Für das Werk hat das Grimmelshausen gewidmete Sonderheft des „Euphorion“<sup>1)</sup> zwei wichtige Grenzverschiebungen

1) Ergänzungsheft 17, 1924.